

Ulrich Baron

## Sieg der Zentralgewalt

### Neue Bücher zum Amerikanischen Bürgerkrieg

Auch 150 Jahre nach den Schüssen auf Fort Sumter, mit denen im Frühjahr 1861 der Streit zwischen den Süd- und Nordstaaten eskalierte, ist der Bürgerkrieg der USA noch immer deren folgen- und verlustreichster militärischer Konflikt und zugleich der letzte Krieg, den US-Bürger auf eigenem Boden ausfochten. Die Fragen, die er aufgeworfen hat, sind freilich die alten geblieben: Worum wurde gekämpft? Welchen Einfluss hatte der Krieg auf die weitere Entwicklung der USA, welche Traumata hat er hinterlassen?

#### »Battle Cry of Freedom«

Antworten auf diese Fragen erscheinen so wohlfeil wie die These, der amerikanische Sezessionskrieg sei der erste »moderne« Krieg gewesen, denn sie werfen neue Fragen auf. »Seit den 1980er/90er Jahren galt es als ausgemacht, dass der Bürgerkrieg primär um die Sklaverei geführt worden sei«, schreibt etwa Michael Hochgeschwender in seiner bei C.H. Beck erschienenen Monografie. Sie liefert den kompakten Überblick zur aktuellen Forschung, den man in der weit umfangreicheren Kriegsgeschichte des Militärhistorikers John Keegan vermisst. Aber Hochgeschwender historisiert solche apodiktische Feststellungen durch die Art, wie er sie formuliert.

*Battle Cry of Freedom* hatte James M. McPherson sein schon 1988 erschienenes Opus maximum betitelt, doch wer darin nur eine Anspielung auf die Abschaffung der Sklaverei sah, wurde schon im ersten Satz eines Besseren belehrt: »Both sides in the American Civil War professed to be fighting for freedom.« Nichts illustriert dies besser als das Lied, dem McPherson



Ulrich Baron

(\* 1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de

seinen Buchtitel entlehnt hat: »Battle Cry of Freedom« wurde im Sommer 1862 von George F. Root als Hymne der Sklavenbefreier komponiert, aber flugs von H. L. Schreiner und W. H. Barnes an die Bedürfnisse des Südens angepasst. Sangen die blau gekleideten Unions-Soldaten davon, dass fortan kein Mensch mehr Sklave sein werde, so kündeten die Freiheitsgesänge der grau uniformierten Konföderierten vom Widerstand gegen die »Tyrannei« des Nordens und davon, dass das Kreuz des Südens über den Adler der Union siegen werde.

Der Text machte hier die Musik, doch die Zuspitzung des Streites um die Sklaverei hat eine irreführende Verengung der Perspektive mit sich gebracht. Der Kampf gegen die Sklaverei war keineswegs mit einem Kampf für die Integration der Sklaven gleichzusetzen. Mochte Harriet Beecher Stowes Roman *Onkel Toms Hütte* auch bei Leuten, die keine Sklaven kannten, Sympathie für die rechtlosen Schwarzen geweckt haben, so hatte doch selbst die abolitionistische Lichtgestalt Abraham Lincoln Probleme damit, sich Millionen von ihnen als gleichwertige und gleichberechtigte Mitbürger vorzustellen: »My first impulse would be to free all the slaves, an send them to Liberia«, zitiert McPherson dessen Überlegungen aus dem Jahre 1854.

Andererseits sei bei den kämpfenden Südstaatlern die bekannte Formel »Eines reichen Mannes Krieg, aber eines armen Mannes Kampf« in aller Munde gewesen, schreibt Keegan. Nur ein winziger Bruchteil von ihnen waren reiche Plantagen- und Sklavenbesitzer, denn von denen fanden viele Möglichkeiten, sich dem Kriegsdienst zu entziehen, der nach einer Welle freiwilliger Meldungen zu Beginn bald an Anziehungskraft verlor: »Die Begüterten konnten sich einen Ersatzmann kaufen, der selbst aus diesem oder jenem Grunde der Wehrpflicht nicht unterlag«, unterstreicht Keegan, »oder ›Unabkömmlichkeit‹, etwa als Schullehrer, geltend machen.« Unmittelbar nach Verkündung des Wehrpflichtgesetzes seien deshalb im Süden »urplötzlich« viele neue Schulen entstanden, was zeigt, dass ein vernünftiger Mensch auch aus einer Woge patriotischer Kriegsbegeisterung noch etwas lernen kann. Und selbst den freiwillig dienenden Südstaatlern muss man konzedieren, dass sie nicht allein für reiche Männer oder die Sklaverei, sondern gegen die Bevormundung durch den Norden zu Felde zogen.

### **Katalog von Schlachtbeschreibungen**

Leider sind solche Abstecher in den zivilen und allgemein historischen Kontext beim Kriegshistoriker Keegan rar, weil sein Buch vor allem als Katalog von Schlachtbeschreibungen daherkommt. Wer die Schlachten am Chickamauga oder von Gettysburg im Sandkasten nachstellen möchte, ist aber mit McPhersons großformatigem »Atlas of the Civil War« besser bedient. Doch auch das ist Kriegsgeschichtsschreibung nach alter Väter Sitte, die illustriert, was McPherson als die Kontingenz des Kriegsverlaufs bezeichnet hat: zögernde Generale, die es nicht wagen, das Kriegsglück beim Schopfe zu packen, und überhaupt

ein Krieg, der für beide Kontrahenten zunächst einige Nummern zu groß war, so dass der Norden seine Überlegenheit nicht unmittelbar in die Waagschale werfen konnte.

»Amateurs Go to War« hat McPherson das Kapitel über die ersten Monate nach den Schüssen bei Fort Sumter genannt. »Improvisierte Armeen« heißt das Gegenstück bei Keegan, der seine Stärken als Militärhistoriker ausspielen kann, wenn er beschreibt, wie ein Krieg, der über 620.000 Tote fordern sollte, in einem Staat begann, der Regimenter, Brigaden und Divisionen, aber noch keine größeren Einheiten wie Armeekorps und Armeen kannte. Millionen von militärisch unerfahrenen Männern kämpften in einem Land, das kartografisch kaum erfasst war und zu großen Teilen aus Wildnis bestand, ganz abgesehen von seiner alle Dimensionen sprengenden Weitläufigkeit. Sie schossen aufeinander mit großkalibrigen Vorderladern, deren ungewohnt rasante Minié-Geschosse fürchterliche Wunden schlugen und so die häufigste Operationsmethode in den Kriegslazaretten – die Amputation – oft schon vorwegnahmen.

Die berüchtigten »minnie-balls« passen nicht zur gängigen These vom ersten modernen Krieg, die sich auf Panzerschiffe und Eisenbahn, aber auch auf die kriegsentscheidende Überlegenheit des industrialisierten Nordens über den Agrarfeudalismus des Südens stützt. Das Minié-Geschoss steigerte die Wirkung der traditionellen Vorderlader noch einmal in verheerender Weise und hielt sie so kriegstauglich, bevor mehrschüssige Hinterlader und Maschinengewehre sie ablösten. Modern war dieser Krieg eher nach Art eines Jules Verne, dessen Helden im Gehrock zum Mond fliegen. Und wenn die Eisenbahn einer »totalen Mobilmachung« schon gewaltigen Vorschub leistete, beschreibt Keegan doch auch gespenstische Szenen, in denen Offiziere aufgrund eines »meteorologisch bedingten Schallschat-

tens« den Gefechtslärm von Schlachten nicht vernahmen, die nur wenige Kilometer entfernt geschlagen wurden.

Von dieser Stille liest man zu wenig, und statt ausufernder Manöverkritik hätte man sich vor allem von Keegan mehr Kriegsgeschichtsschreibung von unten, mehr Schützenperspektive und mehr Mentalitätsgeschichte der Bürgerkriegler gewünscht. Ambrose Bierce hat all dies in seiner Kriegerzählung *Chickamauga* auf verstörende Weise heraufbeschworen. Ein spielendes, taubstummes Kind schwingt sich zum Führer einer Armee kriechender und sterbender Schwerstverwundeter auf, um am Ende in einem zerstörten Hof sein Elternhaus und in einer zerschmetterten Leiche die eigene Mutter zu erkennen. Sehr wenig erfährt man in den beiden aktuellen Bänden vom Schicksal solcher Kriegskrüppel und Kriegswaisen, sieht man von den Zahlen ab, mit denen Hochgeschwender wie Keegan die Kriegsfolgen beschreiben.

Keegan moniert dafür, dass der Bürgerkrieg in der amerikanischen Literatur nicht jenen grandiosen Widerhall gefunden habe wie der Erste Weltkrieg in der britischen. Damit zeigt er, dass er Kriegs- und nicht Literaturhistoriker ist, denn vom Nachklang des Krieges in den Werken von Bierce über Emily Dickinson bis zu Cormac McCarthy hat er nichts verspürt oder er hat sich von Walt Whitmans Wort vom »Krieg, den wir nie in unsere Bücher brachten« täuschen lassen.

### **Labor der Modernisierung**

Nach dem Ende der Kampfhandlungen setzte eine dynamische Rekonstruktionspolitik ein, die Hochgeschwender als »Übergang zum integrativen Nationalstaat« und »Anlauf zur bürgerlichen Revolution« beschreibt.

Aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, zu denen einst auch das Leben

als halbfeudaler Sklavenhalter zählte, wurde ein Labor der Modernisierung. Dies trug zur Romantisierung des »lost cause« des Südens bei –; und das bittersüße Gefühl der Demütigung einer konservativen, traditionsbewussten, noblen Gesinnung wird dort bis heute gepflegt. Doch auch der siegreiche Norden war jetzt nicht mehr das, was er zuvor gewesen war. Die Auffassung, hier hätten zwei autonome Parteien einander entgegengestanden, ist trügerisch. Der amerikanische Bürgerkrieg war der Krieg eines Ganzen gegen einen abtrünnigen Teil, und es ist müßig, darüber zu spekulieren, was aus zwei geteilten Vereinigten Staaten hätte werden können. Zu groß war die Übermacht des Nordens; zu ähnlich war man einander bei allen Differenzen; zu stark war die Dynamik, die auf eine Stärkung der Bundesmacht hindrängte. Unter schrecklichen Verlusten hat der Bürgerkrieg den noch kräftig expandierenden USA eine Einheit beschert, die keine Alternative mehr duldete. Dass die Erfahrung des Bürgerkriegs den Arbeitern der USA jeden revolutionären Elan geraubt habe, dass »der amerikanische Sozialismus auf den Schlachtfeldern von Shiloh und Gettysburg« gestorben sei, wie Keegan folgert, bleibt die nicht überzeugende SchlussThese eines wenig überzeugenden Buches.

Vielmehr wurde die Südstaatenflagge zum beliebten Symbol manch echter und vieler Möchtegernrebellens, denn der eigentliche Sieger war der Staat, der die Macht, die ihm im Bürgerkrieg zugewachsen war, nicht wieder abgab. In der ersten Rede nach seiner Wahl zum Präsidenten, schreibt McPherson, habe Lincoln das Wort »Union« 20mal und den Begriff »nation« überhaupt nicht gebraucht; gut zwei Jahre später in Gettysburg dann fünfmal die »nation«, doch kein einziges mal die »Union« genannt. Mit solch verbaler Nationalisierung ging eine rechtliche einher. Hatte der Normalbürger in der »old federal republic« außerhalb von Postämtern kaum Kontakt mit der Zentral-

gewalt gehabt, so förderte der Krieg die Einführung von Bundesbehörden zur Steuererhebung, für den Wehrdienst, die Jurisdiktion, das Geld- und Banksystem und die Wohlfahrt. Hatten elf der zwölf ersten Zusätze zur Verfassung der USA die Macht der Zentralgewalt beschnitten, so wurden ab 1865 durch sechs der nächsten sieben die Rechte der Zentralmacht auf Kosten der Bundesstaaten gestärkt. Neben dem bis heute spürbaren Unterschied zwischen Nord- und Südstaaten wurde so eine weitere Reibungsfläche geschaffen – die zwischen

Staats- und oft übermächtigen Bundesbehörden, deren Vertreter, die »Fed(eral)s«, vor Ort nicht eben mit Sympathie überhäuft werden. Das ist die Kehrseite des starken Gefühls, im mächtigsten Staat der Welt zu leben.

*Michael Hochgeschwender: Der amerikanische Bürgerkrieg. C.H. Beck, München 2010, 145 S., € 8,95. – John Keegan: Der amerikanische Bürgerkrieg (Deutsch von Hainer Kober). Rowohlt, Berlin 2010, 512 S., € 26,95. – James M. McPherson: Battle Cry of Freedom. Penguin, 904 S., £ 16,99.*

*Hanjo Kesting*

## Der große Mythos und die kleine Lady

**Harriet Beecher Stowe**

*»So this ist the little lady who made this big war«, soll der amerikanische Präsident Abraham Lincoln gesagt haben, als er die Schriftstellerin Harriet Beecher Stowe kennenlernte – »Das also ist die kleine Dame, die diesen Krieg gemacht hat.« Gemeint war der Sezessionskrieg zwischen den Nord- und den Südstaaten der USA, der sich 1861 an der Sklavenfrage entzündet hatte. Harriet Beecher Stowe, vor 200 Jahren am 14. Juni 1811 geboren, hatte ihren Anteil daran: mit ihrem Roman »Onkel Toms Hütte«, dem literarischen Pamphlet gegen die in den Südstaaten noch verbreitete Sklaverei.*

### Hanjo Kesting

(\* 1943) Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien bei Wallstein: Ein Blatt vom Machandelbaum. Deutsche Schriftsteller vor und nach 1945.



*Uncle Tom's Cabin* ist eines der berühmtesten Bücher der amerikanischen Literatur. Es erschien 1851/52 zunächst als Fortsetzungsroman in der weitverbreiteten Zeitschrift *National Era*, dem Sprachrohr der Gegner der Sklaverei. Bevor sie sich an die Arbeit machte, schrieb die Autorin an den Verleger der Zeitschrift: »Bis zu diesem

Jahr habe ich immer kein besonderes Bedürfnis gespürt, mich in dieser Frage einzumischen, und ich fürchtete immer, meine eigene Meinung der ganzen Kraft der herrschenden Mächte auszusetzen. Aber nun fühle ich, daß die Zeit gekommen ist, wo sogar eine Frau oder ein Kind, das ein Wort für Freiheit und Menschlichkeit sprechen kann, sprechen muß. Die Frauen von Karthago haben beim Untergang ihres Staates sich ihre Haare abgeschnitten und zu Bogensehnen gedreht für die Verteidigung ihres Landes; so ein Niedergang und so eine Scham, wie er nun über diesem Staat hängt, ist schlimmer als die Sklaverei Roms, und ich hoffe, daß jede Frau, die schreiben kann, nicht stumm bleibt.«